Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 13

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635827

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 29. März 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Der Kelch der Schuld.

Von † Johannes Stauffacher.

Wer aus dem Kelch der Schuld getrunken hat,
Den faßt das Schicksal wie der Wind das Blatt
Und läßt ihn fürder keine Ruhe finden;
Denn unter Palmen wie im ew'gen Schnee,
Im Prachtspalast wie auf der weiten See
Wird ihn der Reue Schlangenarm umwinden.

Er seufzt — und flieht, der unglücksel'ge Mann;
Doch weder Priesterwort noch Tempel kann
Dem Armen seinen Frieden wiedergeben.
Erst in der Stunde, da der Tod erscheint
Und leise spricht: „du hast genug geweint",
Fühlt er die Gottesruhe um sich schweben.

Glückselig, wer nicht in Versuchung sank!
Der Kelch der Schuld macht Leib und Seele krank
Und weckt im Herzen schwermutvolles Zagen.
Glückselig, wer da geht der Tugend Pfad!
Er muß nicht beben, wenn der Tod ihm naht,
Und nicht um ein verlor'nes Leben klagen.

Die Königschmieds.

13

Roman von Felix Moeschlin.

Warum ist sie nicht glücklich und war doch jetzt die Erfüllung gekommen, deren Vorausahnung sie selig gemacht hätte? Täuschung! Aber wenn es das nicht ist, dann weiß sie nichts mehr. Nein, dann weiß sie nichts mehr, dann findet sie sich nicht mehr zurecht. Dann ist ihr ganzes Leben ein jämmerliches Ungeschick.

Sie geht mit müden Schritten über Furchen und Steine und weiß nicht, wo sie geht, und nicht wohin, bis Büsche vor ihr stehen. Da hält sie an. Hinter den Büschen sieht sie etwas schimmern und glitzern. Das ist Wasser. Es wird wohl der Bach sein, der von Vorderwil nach Hinterwil fließt. Ja, er ist es.

Sie sieht das Wasser genauer an. Es kommt eilig über hellfarbige Kiesel herab, in kleinen Wasserfällen, die aussehen, als seien silberne Pilgermuscheln in gedrängten Reihen übereinandergestellt worden. Und dann mündet es in eine Ausbuchtung der Ufer und scheint plötzlich stille zu stehen über einer geheimnisvollen Tiefe. Ein Platz, wie gemacht zum Baden.

Es fällt ihr ein, daß auch sie mit ihren Freundinnen hier gebadet hat, vor vielen, vielen Jahren, als sie noch ein Kind war. Vielleicht badet man auch heute noch da, obwohl das Hinuntersteigen unbequem ist, denn das Lehmufer ist steil. Aber was macht das aus, wenn man jung ist.

Und sie erinnert sich, daß sie einmal auch mit ihrem Franz hier gebadet hat. Ob das wohl die jungen Liebesleute heute auch noch wagen? Aber das war ja keine Sünde gewesen, sie im Hemd, er in den Hosen. Und er hatte weggehen müssen, währenddem sie sich umzog. Nein, das war keine Sünde gewesen, bloß eine unschuldige Freude.

Aber eine große Freude! Damals hatte sie noch keine Sehnsucht gehabt und keine quälende Unruhe, kein stetes Unbefriedigtsein. Warum ließ er ihre Taillenknöpfe nicht zufrieden? Sie hätten so glücklich werden können zusammen, als Mann und Frau. Er war dran schuld, daß ihr Leben verdorben wurde.

Jetzt fühlt sie es klar und eindeutig: die Liebe hat ihr gefehlt all die Jahre hindurch, die hohen Freuden und die hohen Pflichten. Dann wäre sie nicht unnütz und überflüssig durchs Leben gegangen, zu nichts mehr wert als zum Sterben. Und wenn sie tot ist, dann bleibt nichts von ihr zurück, kein Kind trägt ihr Andenken weiter, kein Wesen lebt ihr

Leben wieder, geheimnisvoll und wundersam verwoben mit dem Leben jenes anderen, den sie liebte. Und er ist schuld daran. Warum konnte er seine Begehrlichkeit nicht bezwingen, bis der Pfarrer ihren Bund gesegnet hatte.

Aber war er wirklich schuld daran? Was hatte er denn schließlich Böses getan? Daß er ihre Brust küßte? Aber ist das nicht der Liebe Art? Geschieht das nicht immer wieder, wenn zwei sich gern haben? Eine Sünde, die mit fünf Vaterunser gebüßt werden kann, das ist ja nicht der Rede wert. Nicht schlimmer als ein kleiner Fluch.

Und hatte sie ihm sonst etwas vorzuwerfen? Hatte er nicht ihretwegen die Furcht vor dem Tode überwunden und sie auf Fürstenkron vom brennenden Tanzboden heruntergeholt? Und aus dummer Angst vor dem Beichten hatte sie ihn weggetrieben. Gewiß ins Unglück hinein, sonst hätte sie wieder einmal von ihm vernommen.

Sie war schuld an allem, sie allein. Sie hatte an der Liebe gesündigt. Darum war sie auch bestraft worden mit Friedlosigkeit und unstillbarer Sehnsucht. Und auch Gott hatte nicht helfen können. Ihr war überhaupt nicht zu helfen. Das beste wäre, wenn sie stürbe. Jetzt, da sie keine Hoffnung mehr hat, nur das marternde, allzusichere Bewußtsein, mit eigener Hand ihr Leben gemeuchelt zu haben. Und vielleicht das eines anderen dazu. Gottlob war es ihr erspart geblieben, auch noch Viktor auf eine falsche Bahn zu bringen. Denn die Königschmieds sind Bauern, keine Heiligen und keine Pfarrer.

Gedanken machen müde, umsomehr, wenn sie aus Qual geboren werden und neue Qual gebären.

Tante Anna raffte den Rock in die Höhe und setzte sich am Bachrand auf die Unterjunte. Und eine ganze Weile saß sie da, ohne sich zu rühren. Und ohne Regung, wie ihr Körper, war auch ihre Seele. Nur einmal lispelten die Lippen: „Franz!" Aber ihr Bewußtsein merkte nichts davon.

In Hinterwil läutete es zur Vesper, sie saß immer noch da. Es läutete zur Abendandacht, sie saß immer noch da. Es läutete Betzeit, sie rührte sich nicht vom Fleck.

Im Königshof vermißte man die Tante. Zuerst hatte man gedacht, sie sei beim Pfarrer Gregor über Mittag geblieben. Sepp war über Land, Marei nach Hoflingen in die Kirche und Viktor zu einem Freund nach Fluhwil gegangen. Darum wußte niemand etwas Genaues. Als sie aber auch abends nicht kam, ging man auf die Suche. Man fand sie nicht. Und die Dunkelheit und ein plötzlicher Platzregen setzten allen Nachforschungen ein Ende.

Am Morgen durchstreifte man die ganze Gegend. Da fanden Leute von Hinterwil am Bachufer einen schwarzen Taffetrock und weiße Unterkleider. Ferner ein pflotschnasses Kapuchönchen, eine nudelweiche Halskrause, eine goldene Kette mit einem Kreuz, eine runde schildförmige Brosche aus schwarzem Horn, mit Gold und Silber eingelegt, und ein Gebetbuch in Silber und Sammet, das unten noch hellblaue Flecke zeigte, oben aber von der Nässe ganz schwarz geworden war und auf der ersten Seite einen von Hand geschriebenen Satz aufwies, von dem sie nur das Wort „tante" verstanden.

Als sie daraufhin in dem Wasserloche mit Stangen herumstocherten, fanden sie auch den zugehörigen Leib.

Tante Anna machte ein glückliches Gesicht. Das konnten die Leute nicht recht begreifen, denn es muß doch etwas Schreckliches sein, beim Baden von einer plötzlichen Schwäche erfaßt zu werden und zu ertrinken. Aber Tante Anna ließ sich durch die neugierigen und mitleidigen und entsetzten Blicke nicht beirren und blieb beharrlich bei ihrem glücklichen Gesicht.

Sie schien es besser zu wissen.

Sechstes Kapitel.

„Du mußt ans Heiraten denken," sagte der Königschmied zu seinem Sohne, „die Tante fehlt an allen Orten. Eine Hausfrau muß her. Bald ist es Herbst, dann hat man Zeit für so etwas."

Viktor nickte mit dem Kopf, als sei er damit einverstanden. Aber er sagte nichts. Marei, die auch in der Stube stand, wunderte sich darüber, und als der Vater nach dem Stall gegangen war, fragte sie ihn:

„Warum sagst du nicht, du wolltest die Fini heiraten? Er hätte sicher nichts dagegen!"

„Aber wer sagt dir denn, daß ich die Fini heiraten will?" und damit war er hinaus.

Ueber diese Rede wunderte sich Marei noch viel mehr als über sein vorheriges Schweigen. Von da an paßte sie ihm auf und schon nach acht Tagen wußte sie genug.

„Viktor, du bist ein schlechter Mensch."

„Was bin ich?"

„Ein schlechter Mensch. So an Fini zu handeln."

„Ich hab' ihr nichts zu Leid getan."

„Als ob das nichts wäre."

„Was denn?"

„Daß du mit der Lydia Hintschi angebändelt hast."

„Wer sagt das?"

„Ich! Man müßte ja blind sein, wenn man es nicht merkte. Was brauchtest du denn sonst jeden Tag über die Grenze zu fahren? Hast du in Buschwiler so viele Geschäfte? und immer nur im „weißen Lamm"? und mit niemand anders als der Lydia, dem falschen Mensch?"

„Schweig. Du kennst sie nicht. Schimpfen laß ich sie nicht. Wenn sie schon im Wirtshaus aufgewachsen ist, schlecht ist sie deswegen noch lange nicht."

„Da haben wir's. Und die Fini?"

„Mit deiner ewigen Fini! Ich hab' ihr nichts zuleide getan. Und die Heirat versprochen hab' ich ihr auch nicht."

„Wie wenn's auf das ankäme."

„Ja, auf das kommt's an, rechtlich!"

„Bist du schon so weit?"

Viktor schwieg. Die Sache schien ihm selbst auch nicht ganz in Ordnung zu sein, denn er machte ein bedenkliches Gesicht. Schließlich sagte er: „Ich liebe eben alle beide, da steckt der Haken."

„Das ist unmöglich, man kann nicht zwei auf einmal lieben."

„Ihr Weiber könnt nicht wissen, was ein Mann kann und was er nicht kann."

„Auf jeden Fall ist es nicht recht!"

„Nicht recht!" Ich kann doch nichts dafür."

„Doch. Bleib' zu Vorderwil und laß Buschwiler den Buschwilern. Die Lydia hat dich nur eingezogen, um einen Mann zu kriegen."

„Die! Wenn sie nur wollte, könnte sie an jedem Finger einen haben."

„Saufluder, Grenzwächter, Geldvertuer, Wirtshaushocker, verlumpte Schwaben, das kann ich mir denken, aber kein rechtes Bein. Sie hat einen allzu schlechten Ruf."

„Es kommt mancher Mensch zu einem schlechten Ruf, wie ein anderer zu einem herunterfallenden Dachziegel."

G. de Beaumont: Der Markt in Genf.

„Sie nicht! Sie kam dazu, wie ein Pfanne zum Deckel."

„Woher weißt du das so genau?"

„Ich war auch schon im „weißen Lamm"! Frag' übrigens nur die Leute."

„Ich hätte viel zu tun."

„Die Zeit wäre besser angewendet, als wenn du zu ihr hockst."

„Und wenn sie mich wirklich auch zum Manne wollte? Die Partie wäre nicht schlecht. Sie bekommt mehr mit als die Fini."

„Ja, sie bekommt mehr mit, nämlich an Zanksucht, an Geiz, an bösem Wesen, an scharfem Maulwerk, an kralligen Fingern und Tyrannei, einen ganzen Kübel voll. Ist dir an dem so viel gelegen? Mir wäre die Fini lieber, wenn man das schon nicht bei ihr findet."

„Ich kann nichts dafür, daß du nicht Lydias Freund bist. So lang ich schon mit ihr verkehrt habe, ist mir das noch nie aufgefallen."

„Sie müßte ja dümmer sein als Bohnenstroh, wenn sie dir das auf die Nase binden würde. Aber frag' die Mägde, frag' die Knechte."

„Ich würde mich schämen."

„Tätest dich lieber schämen, daß du die Fini so hintergehst."

„Ich hintergeh' sie ja nicht. Man wird doch noch mit jemand anders schwatzen dürfen."

„Viktor, ich mein's gut mit dir. Bleib' in Vorderwil und laß das Buschwiler Fegnest heiraten, wenn es will. Du würdest ja Fini unter den Boden bringen. Und was sie für ein guter, lieber Mensch ist, das weißt du, hast es mir doch selbst oft genug gesagt. Tu mir den Gefallen, Viktor. Tu ihn dir selbst."

Viktor brummte etwas vor sich hin. Aber es klang nicht unfreundlich. Und er ging auch in der Tat nicht mehr nach Buschwiler. Darüber war Marei voll Freude, und die Freude stieg noch mehr, als ihr Viktor nach zwei Wochen gelegentlich die Hand drückte und sagte: „Ich bin dir dankbar, daß du mir damals die Kutteln geputzt hast wegen der Lydia, weißt du. Nächste Woche sage ich dem Vater, daß ich die Fini heiraten will. Besser treff' ich's doch nie."

Drei Tage darauf schickte ihn der Vater mit zwei Kälbern nach Rotterburg. Wenn man nach Rotterburg will, das auf Schweizergebiet liegt, muß man eine Strecke weit durchs Elsaß fahren und zwar gerade über Buschwiler.

Marei war nicht zufrieden damit.

„Vater, kannst du keinen Knecht schicken? Das ist doch keine Arbeit für Viktor."

„Ich hab' keinen Knecht frei. Sie haben alle auf dem Felde zu tun. Und die Kälber müssen heute weg. Ich hab's dem Rotterburger Metzger versprochen. Er zählt drauf."

Marei versuchte ihr Heil bei Viktor, der schon auf dem Wagen saß.

„Bleib' zu Haus, schick' einen Freund, es tut's gewiß einer für dich."

„Hast du Angst?"

„Ja."

„Aber ich kann doch nicht meiner Lebtag Buschwiler links liegen lassen."

„Wart', bis du verheiratet bist."

„Nein, extra nicht! Ich will dir beweisen, daß ich stark genug bin, um am „weißen Lamm" vorbeizufahren."

„Es wäre mir lieber, du würdest es nicht probieren. Es ist sicherer."

„Für was hältst du mich eigentlich?"

„Für einen Mann . . . man hört ja so viele Geschichten."

„Dummes Zeug. Ich fahre!"

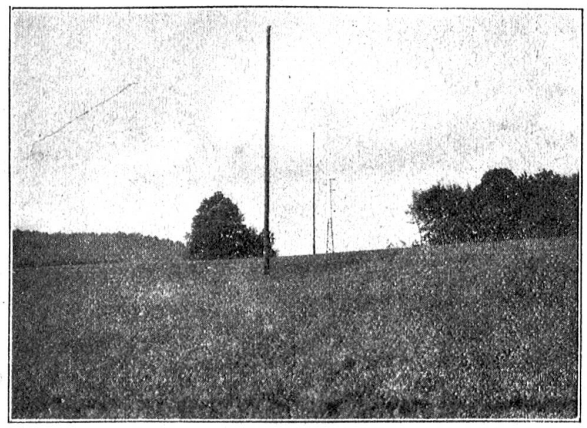

Abbildung 1. Schablonenhaft durch einen Waldrand geschlagene Schneise. Die links stehengelassene Baumreihe hätte mindestens entfernt werden sollen. Leitung im Baustadium.

„So fahr' ich mit dir."

„Bist du nicht recht bei Trost?"

„Ich möchte auch wieder einmal spazieren fahren."

„Ich fahre allein. Ich bin doch kein kleines Kind mehr. Du kannst ja gleich noch die Polizei hinten aufhocken lassen, das ist noch sicherer. Adieu. Und grüß' mir die Fini, wenn du sie siehst."

Und er fuhr drauf los. Marei sah ihm nach, solange sie den Wagen sehen konnte, und hoffte immer noch, daß etwas passiere, um die Fahrt zu verhindern. Aber keine Achse brach, kein Rad drehte sich ab, kein Hufeisen ging los. Da kehrte sie unruhig an ihre Arbeit zurück. Und ungeduldig erwartete sie seine Heimkehr.

Er kam im Galopp.

„Was hat's gegeben?" fragte Marei.

„Der Cri ist durchgegangen."

„Sonst nichts?"

„Nein."

Sie glaubte ihm nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Elektrische Leitungen und das Heimatschutzprinzip.

Von Dr. P. Nüesch-Sigrist, Bern.

Das Bestreben der modernen Qualitätsindustrie geht dahin, Erzeugnisse zu liefern, die Geschmack und Eigenart aufweisen. Auch die schweizerischen Maschinenfabriken liefern heute Maschinen, die nicht zum mindesten wegen ihrer schönen Gestaltung den Weltmarkt erobert haben. Einzig die mit der Aufstellung elektrischer Leitungen beschäftigte Technik wird der ästhetischen Seite ihrer Aufgabe noch nicht überall gerecht. Und doch ist es je länger um so weniger gleichgültig, wo und wie man Stangen und Masten elektrischer Leitungen aufstellt, denn schon in 25—30 Jahren wird der schweizerische Mastenwald drei- bis viermal so dicht sein als heute. Auch fährt man später lieber auf solchen elektrischen Eisenbahnen, deren Leitungen nicht nur gut montiert, sondern auch hübsch anzusehen sind.

Ordnen wir einmal bei einem Gange durch Stadt und über Land mit unbefangenem Auge unsere Eindrücke nach dem Wohlgefallen oder Mißfallen, das uns die Aufstellung der elektrischen Leitungen auslöst, so ergeben sich bezüglich Vegetation, Landschaft und Architektur eine ganze Reihe von Gesichtspunkten. Bekanntlich erlaubt z. B. das Gesetz, Baumäste abzuschneiden, ja ganze Bäume zu entfernen. Was soll man aber dazu sagen, wenn in einem Dorfe aus der stattlichen Dorflinde ein großer Sektor für ein Telegraphendrähtlein „ausgeastet" wird, oder was hat es für einen Zweck, an einer Sekundärstraße wegen einer einzigen Telephonschleife die Kronen von einem halben Dutzend Kirschbäumen hintereinander periodisch herunterzusäbeln; alles nur, damit man ja keine Stange seitwärts des Weges aufstellen muß. Wird da nicht die gesetzliche Befugnis fast mit einer Vorschrift zu solchem vandalischen Tun verwechselt? Bei der auf Abbildung 1 gezeigten Schneise zieht sich die stehengelassene Baumreihe den ganzen jenseitigen Abhang hinunter, und man kann sich mit Recht fragen, ob man so nahe dem Waldrand diesen nicht mit der Leitung hätte umfahren können.

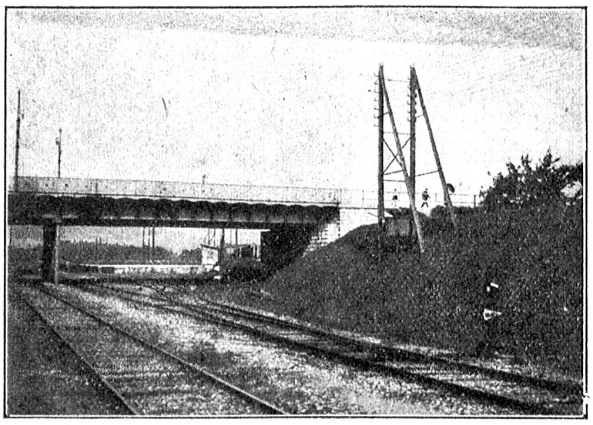

Abbildung 2. Gute Lösung. Die Schwachstromleitungen werden in einem Kabel unter der Brücke hindurchgeführt, wodurch der Blick auf der Brücke frei bleibt.

Die Stangen, Träger und Drähte sind wohl diejenigen Erscheinungen des Zeitalters der Elektrizität, welche am meisten zur Veränderung des heimatlichen Landschaftsbildes beigetragen haben. Der moderne Mensch hat sich daran gewöhnt, und wir sind weit davon entfernt, sie im allgemeinen als störend zu empfinden. Wahr bleibt es aber, daß

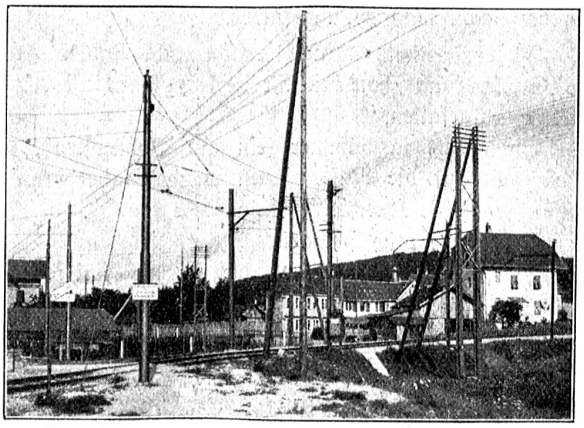

Abbildung 3. Durch Häufung verschiedenartiger Leitungen entstandenes, unerträgliches Stangengewirr.